



Dienstag, am 17. April 1821.

Dresden, in der Arnoldischen Buchhandlung.
 Verantwortl. Redacteur: C. G. Th. Winkler (Th. Helt.)

Lied im Frühjahr.

Die Märzluft weht hernieder,
 Des Frostes Bande brechen:
 Da rühren Karst und Rechen
 Sich in den Gärten wieder.

Und lock're Schollen füllen
 Sich an mit Sämereien,
 Die fröhlich bald gedeihen,
 Zersprengend spröde Hüllen.

Baumschul' und junge Reben
 Sind voll von emsigen Händen,
 Des Häuschens feuchten Wänden
 Wird frische Luft gegeben.

Wohl, Gärten, war's euch herbe,
 Daß euch die Pfleger mieden!
 Nun ist euch Trost beschieden,
 Seit Winter sprach: Ich sterbe!

O, daß der Lenz nichts sparte,
 Euch schmücke Tracht zu machen!
 Schlaf liebt er mehr, denn Wachen,
 Jetzt noch, ein Säugling zarte.

Fr. Raßmann.

Maria von Brabant.
 (Fortsetzung.)

4.

Jetzt war der Zeitpunkt herangerückt, wo Maria, seit einigen Tagen die Gattin des innigst geliebten Ludwig, das älterliche Haus verlassen und ihrem Gatten gen München folgen sollte, das der

Herzog zu seiner Residenz erwählt und zu Mariens Empfange mit einem neuen Schlosse hatte schmücken lassen. Vorher war München ein armes und geringes Städtlein gewesen; jetzt aber, da Herzog Ludwig seinen Sitz darin aufgeschlagen und es zu seiner und seiner Nachkommen Residenz für immer ernannt hatte, erhob sich ein schön geschmücktes Haus nach dem andern darin, und vor allen ragte die herzogliche Burg in der Fürstenerfelder Straße schön und herrlich hervor, würdig, die reiche Erbin von Brabant zu umfassen.

Ehe nun Maria von den Aeltern schied, welches nicht geschah, ohne daß viele heiße Thränen von beiden Seiten vergossen wurden, berief die sorgsame Mutter sie zu sich in ihr einsames Gemach, um noch einige, von lästigen Zeugen unbelauschte Worte zu ihr zu reden und sie vor den Klippen zu warnen, an denen ihr zeitliches Glück in der ehelichen Verbindung mit diesem heißgeliebten Manne zu scheitern drohete. Ohne demselben zu nahe zu treten, und mit der zarten Schonung, die sie dem Gatten der Tochter und dem geachteten Schwiegersohne schuldig war, enthüllte sie Marien ihre Bemerkungen über die beiden Fehler desselben, und legte es ihr mit mütterlichen Thränen und Beschwörungen ernstlich an's Herz, beider nach Einsicht und Kräften zu schonen und um ihrer und seiner Ruhe willen den Schein jeder Vertraulichkeit mit einem andern Manne, wer er auch sey, zu vermeiden, denn

daß Marie sich wirklich eines Fehltrittes gegen den Gatten je schuldig machen könne, das hatte ja die nicht zu befürchten, die ihre Tugend und Sittigkeit besser, denn jeder andere kannte. Ferner belehrte sie die Tochter darüber, dem Jähzorn des Gatten mit unerschütterlicher Sanftmuth zu begegnen, welches das einzige Mittel sey, denselben in seiner Gluth zu dämpfen. Nachdem sie dies alles ihr an's Herz gelegt, entließ sie sie beruhigter aus ihren mütterlichen Armen und übergab sie dem harrenden Gatten, der schon ungeduldig wartete, da er bereits alles zur Abreise angeordnet hatte.

5.

Wie schwer ward Marien nicht auch der Abschied von allem Andern, was ihr gefühlvolles Herz mit Zuneigung umfing! wie vielmal schloß sie nicht Elisabeth, die treue Gespielin ihrer Jugend, die Freundin ihres reiferen Alters, an ihre Brust, welche wehmüthige Blicke ruhten nicht auch auf dem brüderlichen Freunde, Herzog Ernst, der eingedenk der Worte der Herzogin von Brabant, sich nicht der theuern Scheidenden zu nahen wagte, um ihr ein Lebewohl zu sagen, wie ihre früheren unschuldigen Verhältnisse es erheischten. Nur als er nun wirklich nahete, der letzte Moment des bitteren Scheidens, konnte er seinem Herzen nicht mehr gebieten, und schüchtern vortretend beugte er ein Knie vor ihr und ergriff ihre Hand, sie mit Küssen und Thränen zugleich bedeckend; dann entfernte er sich schnell, überwältigt von seinen Gefühlen, vielleicht von dunkler Ahnung.

Selbst von Schmerz umfassen und Abschied nehmend nicht allein von den geliebtesten Menschen, sondern auch von allen schönen Freuden ihrer Jugend, von allen Spielplätzen ihrer Kindheit, bemerkte sie es nicht, daß der Gatte stumm und verstümmelt an ihrer Seite die Reise begann, und erst dann seine Heiterkeit wieder erhielt, als die Thürme von München ihnen entgegenstrahlten. Der zärtliche Abschied Herzog Ernsts von Marien hatte die Furien der Eifersucht, in der letzten Zeit durch des erstern kaltes und gemessenes Verrathen gegen seine Ruhme in Schlummer gewiegt, auf's neue in seiner Seele geweckt und sie geißelten ihn mit ihren Schlangen auf's furchtbarste.

6.

In der herzoglichen Burg zu München wurden die Neuvermählten von Herzog Heinrich von

Niederbayern, der seit dem letzten Vertrage mit seinem Bruder Ludwig in Frieden und Freundschaft lebte, da dieser ihm in demselben die Herrschaft über die Hälfte des väterlichen Erbes abgetreten hatte, und der königlichen Schwester beider Brüder, König Konrads IV. erlauchten Gemahlin, Elisabeth, empfangen, die aber jetzt den Witwenschleier um den nur zu früh erbleichten Heldenkönig trug. Mutter war sie des durch seinen frühen Tod und seine seltenen Unglücksfälle in der Geschichte berühmt gewordenen Konrads von Schwaben, der erlauchten Hohenstauffen letzten Sproßlings, der zu jener Zeit noch ein zarter Knabe war. Verlassen von Allen, suchte die hohe Witwe Schutz bei dem ältern, geliebtern Bruder Ludwig, und fand ihn dort in seiner brüderlichen, herzinnigen Zuneigung zu sich und dem holden Söhnlein, auf dem zu seinem Unglücke so viele Ansprüche ruhten und das Ludwig liebte, als sey es sein eigenes Kind. Der erste Blick, den beide Frauen auf einander thaten, verband sie für die Dauer ihres Lebens; Maria fühlte sich unaussprechlich von dem blassen, schönen Gesichte der königlichen Witwe, auf dem christliche Demuth neben tiefer Gottergebenheit ruhten, angezogen, und diese fühlte gegen die junge Gemahlin des Bruders sogleich den geheimen, unerforschlichen Zug der Sympathie, dem keiner widersteht. So standen zwei befreundete, liebende Gestalten einander gegenüber, vom unerforschlichen Gesichte dazu bestimmt, ein großes Verhängniß zu erdulden, von dem zu jener Zeit sich noch nicht die drohenden Gewitterwolken an ihrem Lebenshorizonte zeigten.

7.

In nichts vereinten sich die hohen Frauen inniger, als in den Gegenständen ihrer zärtlichen Zuneigung, denn mit gleicher Liebe fast umfingen sie den zarten Knaben Konradin, durch Eigenschaften des Geistes und Körpers gleich vortheilhaft ausgezeichnet. Mit innigerer Liebe beinah hing nach einiger Zeit dieser an Marien, als an der ernstern, oft durch das Andenken an des geliebten Gemahls frühen Tod trübgestimmten Mutter; Maria, im Glanze des Glücks, der Jugend und des Frohsinns, mußte Alles mit Entzücken erfüllen, was sich ihr nahete, auch betete sie sowohl ihre Dienerschaft, als das Volk, fast an und ihr Gemahl pries oft mit Bonnethränen das Glück, die Krone der Frauen als Gattin heimgeführt zu haben; wie selig war

auch das Bewußtseyn für ihn, von Marien und der Schwester Elisabeth herzinnig wiedergeliebt zu werden. Auch unter den Edelfräulein, welche der Herzog seiner Gemahlin zum Gefolge und Dienste beigelegt hatte, befand sich eine holde, liebe Gestalt, Helika v. Brennburg, aus hohem, edlen Geschlecht und mit so seltener Schönheit und Anmuth begabt, daß man sie für die Krone des Hofes hätte halten sollen, wenn man Marien nicht gesehen hätte. Dieses edle Fräulein liebte einen der ausgezeichnetsten Ritter des Herzogs, den Feldhauptmann Heinrich v. Hirschau, von dem die Geschichte jener Zeit meldet, daß er nicht nur an Tapferkeit und ächtem Heldenmuth fast unübertreffbar gewesen, sondern daß ihn auch eine seltene männliche Anmuth und ausgezeichnete Körperkraft geschmückt habe.

8.

Der Herzog hielt diesen seinen Feldhauptmann vor allen seinen andern Untergebenen hoch, denn schon oft hatte er Beweise seiner Treue und Anhänglichkeit erhalten, die denen fast gleich kamen, welche er in der Sache seines Herrn von seiner Klugheit und Tapferkeit an den Tag gelegt hatte; daher gab es auch keinen gefährlichen Kampf zu bestehen, kein Wagniß zu unternehmen, in denen Heinrich von Hirschau nicht seinem fürstlichen Freunde hätte zur Seite stehen müssen. Was dem Herzoge seinen getreuen Feldhauptmann noch werther machte, war die Abneigung, die dieser in früherer Zeit oft gegen das weibliche Geschlecht geäußert hatte; mit dieser hatte es aber folgende Bewandniß: Heinrich liebte mit der ersten Gluth der Jugend ein armes Fräulein von hoher Geburt und glaubte sich, nach den Versicherungen, welche sie ihm gab, von ihrer Gegenliebe überzeugt halten zu dürfen; als sich jedoch ein reicherer Freier zeigte, verließ sie den Feldhauptmann und reichte jenem die Hand, während dieser sich in einem blutigen Feldzuge unverwundliche Vorbeeren erkämpfte. Dies erweckte in des Rautengrafen Herzen ein fast unbefiegbares Mißtrauen gegen Frauentiebe und Frauentreue, welches er bei fast jeder vorkommenden Gelegenheit unverholen äußerte. Aber schon seit Monden stand es anders um ihn; der Anblick Helika's v. Brennburg hatte ihn von seinem Weiberhaß geheilt und er fühlte in seinem Herzen Gefühle erwachen, denen er sich für immer abgestorben gewähnt hatte; aber noch nicht ganz war die Hyder des Argwohns in Schlum-

mer gewiegt, und von Zeit zu Zeit hob sie mächtig das Haupt wieder empor, ja sie verhinderte ihn sogar daran, dem Gegenstande seiner Liebe die Empfindungen und Wünsche seines Herzens mitzutheilen, obgleich er nicht undeutlich in Helika's schönen Augen das Geständniß der Gegenliebe zu lesen glaubte. Der Herzog, beschäftigt mit seiner eigenen Liebe zur schönen Gemahlin, bemerkte diese Veränderung an Heinrich nicht, und da er also fortwährend den erklärten Weiberfeind in ihm sah, hatte er trotz seiner Eifersucht nichts dagegen, daß der Rautengraf sich oft in der Nähe der Herzogin zeigte und sich nicht selten mit ihr am edlen Schachspiel ergötzte, in welchem Beide, er sowohl als die Herzogin, eine große Fertigkeit hatten, und welches sonst keiner am herzoglichen Hofe zu spielen verstand, weil es in jener Zeit zu den besondern, seltenen Talenten gehörte, sich auf dieses sinnige, verwinkelte Spiel zu verstehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Chronologie.

Bei einem Soupé in einem großen Hause in Paris, das bis nach Mitternacht dauerte, fragte ein auf seine Herrschaft auf dem Flur wartender Bediente den Schweizer: was es an der Zeit sey?

Dieser zog seine Uhr aus der Tasche, und da der Weiser schon auf halb Eins stand, so sagte er: „Es ist heut' schon morgen.“

K. Mächler.

Borgers Trost.

Das Hemd sogar, das auf dem Leib' er trägt,
Die goldne Uhr, die in der Tasche schlägt,
Das Gold, das in der vollen Börse blinkt,
Der goldne Wein, den er in Strömen trinkt,
Der Speisen Last, die seine Tafel drückt,
Das Prunkgeräth, das seine Zimmer schmückt,
Kurz Alles soll bei ihm a Conto seyn. —

„Der arme Mann! — Gott! welche Höllepei
Muß solch ein' Existenz a Conto seyn —“

So meint gutmüthig Ihr. — Er aber denkt:
Ein Narr, wer um Erborgtes sich besorgt —
Ist mir doch selbst der Leib ja nur ge-
borgt —
Denn, wär' er förmlich mir geschenkt,
Dürft' ich ihn nicht, ist hin das Bischen
Leben,
Dem Leihhaus der Natur — der Erde —
wiedergeben.

Richard Ross.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Chronik der Königl. Schaubühne zu Dresden. Peter der Große und Alexis.

(Beschluß.)

Warum motivirte er nicht überhaupt Alexeis unbezwingbaren Haß gegen das veränderte Rußland (Webers bekanntes Werk dieses Namens scheint die Hauptquelle gewesen zu seyn, aus dem er schöpfte, und dieß mit vollem Recht) mehr von innen heraus? Wir sehen hier nur den Verstockten in seinem Starrsinn. Und doch wollte der Dichter nichts weniger, als einen Stockrussen in Alexei haßenswerth schildern. Er mußte es also vor unsern Augen erst werden. Dann hätte es des unserm Wahrheitsgefühl stets widerstrebenden Aufbruchs und wüsten Getümmels gar nicht einmal bedurft. Warum benutzte er die bekannte Erzählung von einem finischen Mädchen, des Prinzen Geliebte, die ihm selbst bis Neapel gefolgt war, nicht zu einer Art von Miranda? Warum bringt Peter, wenn er nun einmal zuletzt noch mit dem schon verschiedenen Alexei zusammengebracht werden mußte, nicht den kleinen Sohn desselben mit, und schließt so, ganz im schonungslosen Charakter Peters, mit einem Sermon an den Enkel? Solche Fragen kann jeder leicht zu Duzenden thun. Aber das Stück wird dadurch nicht besser, wenn es der Genius dem Dichter nicht selbst eingab. Und ein feiner, plastischer Genius lebt in diesem hoffnungsvollen Dichter. Nach vollen Blüten werden, wenn er nur selbst will, reife Früchte kommen!

Böttiger.

Sonnt., am 1. Apr. Die Piccolomini, und
Mont., am 2. Apr. Wallensteins Tod. Ueber beide hoffen wir später noch einige Ansichten hier niederlegen zu können.

Dienstag, am 3. April. Die seltsame Wette, Lustspiel in 1 Akt, nach dem Französischen. Hierauf: Der Bethlehemitische Kindermord. Dram. kom. Situat. aus dem Künstlerleben in 2 Akten, von Geyer.

Mittwoche, am 4. April. Zum erstenmale und am 7. wiederholt: *Lo Donne curiose* (die neugierigen Frauen). Scherzhafte Oper in 3 Aufzügen. Die Musik ist von Hrn. Joseph Kastrelli.

Der junge Consequer, der uns schon im vorigen Winter durch seine erste Oper: *la schiava circassa*, so angenehme Hoffnungen erregte, würde sie gewiß in dieser seiner zweiten Arbeit noch weit mehr bestärkt haben, wenn ihm nicht ein Text als Stoff vorgelegen hätte, aus dem selbst ein Phidias keinen Apoll hätte meißeln können. Das ganze Sujet der neugierigen Weiber kann zwar, und Goldoni hat es zu benutzen verstanden, einen recht guten Stoff zu einem Lustspiele, aber nie, oder wenigstens nicht in einer solchen Behandlung, zu einer Oper abgeben. Die Musik malt Gefühle oder Leidenschaften, die Neugierde ist aber keines von beiden, sondern eine Untugend, und noch dazu eine mehr nach innen zu sich verheimlichende, als nach außen in Wort und Schall sich kund gebende, mithin aber auch durchaus kein Gegenstand für die musikalische Behandlung. Soll er es ja werden, so muß es durch die Aufstellung an sich komischer Charaktere geschehen, so wie durch die Contraste derselben unter einander. Aber alles dieses ist bei dieser Bearbeitung vernachlässigt, und von den Charakteren auch nicht ein einziger originell gehalten, den von Pancrazio

im ersten Akte ausgenommen, welcher daher auch dort eine recht gute Wirkung zu machen anfängt, aber kalt, wie ein lebensloses Flämmchen wieder verlöscht. Eben so stehen sämtliche Spielende fast auf derselben Linie, und ihre Physiognomien erhalten dadurch eine Monotonie, welche sich mehr oder weniger auch nothwendig der Musik mittheilen muß. Hierzu kommt nun noch, daß der Operndichter aus einer sonderbaren Grille Goldoni's in gutem, stiefenden Italiänisch geschriebenes Stück in seiner Bearbeitung mit so vielen veralteten, sonderbaren, der musikalischen Sprache oft widerstrebenden Worten ausgestattet hat, daß es fast nöthig wäre, wenn man die Worte der Sänger verstehen will, ein Wörterbuch, ja wohl mehrere, — denn sie stehen in manchem gar nicht — in der Tasche mitzunehmen, um nachzuschlagen, was sie denn eigentlich heißen. Wir wissen recht gut, welche Freiheiten eben die komische Oper in dieser Hinsicht gestattet, und wie gerade manches veraltete Wort an seiner Stelle eine recht gute Wirkung hervorbringen kann, aber die Erlaubniß dazu darf doch nicht so weit getrieben werden, wie hier.

So war denn der Musik des jungen Kastrelli nicht die günstigste Unterlage gegeben, und es ist sonach immer noch sehr achtenswerth, daß er auf dieselbe das musikalische Gebäude aufgeführt hat, wie es vor uns steht; das Publikum erkannte es auch in der That an, und es fehlte nicht an beifallgebenden Ermunterungen für den fleißigen, jungen Componisten, welcher auch in dieser Oper wieder gute Kenntniß der Musik und ein achtbares Talent an den Tag gelegt hat. — Es ist nicht zu verkennen, daß der erste Akt der vorzüglichste in dieser Arbeit ist, und dieß konnte nicht anders seyn, weil er noch das meiste Leben in der Dichtung enthält. Die Introduction vorzüglich ist sehr gut und charakteristisch gearbeitet, so wie das Terzett: *La donna è così fatta*, und Pancrazio's Arie: *No, dilletto piu giocondo*. Auch war die Schlussscene mit den vier Frauen, die vom Terzett in's Quartett, und als der Bass Jaccenda eintritt, in's Quintett übergeht, gewiß recht schwierig zu behandeln, und die Aufgabe ist mit vieler Geschicklichkeit gelöst worden. In den folgenden Akten ist auch manches Gute, besonders gefiel das Duett zwischen Clorindo und Absaura: *Se queste chiavi neghi*, und des erstern Arie: *Se un core anodi*. Einige andere Arien würden noch mehr gefallen haben, wenn sie nicht zu weit ausgesponnen gewesen wären, wie denn auch die Ensembles mit Fleiß behandelt waren und nur wegen Mangel an wahrhaft komischen Situationen keine entscheidende Wirkung hervorbrachten. So wollen wir denn recht herzlich wünschen, daß Hrn. Kastrelli bald ein Buch zur Composition unterliegen möchte, an dem er mit größerer Liebe und lebendigerem Erfolge arbeiten könne, er wird dann gewiß auch manche Reminiscenzen zuletzt gehörter Opern, die er übrigens mit so viel Unbefangenheit eingewebt hat, daß man wohl sieht, wie sie ohne Absicht ergriffen und gleichsam in seiner Phantasie selbst wieder heimisch geworden sind, vermeiden, und sich immer mehr bestreben, einen eigenthümlichen Styl zu erwerben, als das wahre Criterium eines ächten Consequers.

(Der Beschluß folgt.)

V e n a c h r i c h t i g u n g.

Die Redaction dieser Blätter bedauert für jetzt von Pianos Zusendungen keinen Gebrauch machen zu können.